

(Nachdruck verboten.)

2) Der Kampf um Briesener.

Eine Sommergeschichte von Heinrich Vorhard.

„Streiten Sie sich man janich erst rum von wesen zu Hause bleiben,“ mischte sich Herr Zademaß ein, „wir werden woll alleamt in Berlin haben bleiben . . . Ober hat eener hier schon den Kremser bemerkt? . . . Ja nich!“

„Ja aber,“ sagte Nitschke, „hier zwar nich, aber um halber Sechsen uff de Chassestraße . . . Et sollte doch eener von Fuhrherrn Lehmann sind . . . der fuhr nach de Stadt rin.“

„Mit de Landpartie is et also Essig,“ sagte Frau Zademaß und sah selbst aus, als ob sie Essig getrunken hätte. „Denn hätte uns aber doch Briesener wat benachrichtigen müssen!“

„Uff'n Barbier is doch jar keen Verlaß! Ja hab's erst heute wieder zu unse Meta jesagt . . . det is nu mal sonne windijge Sorte, sonne Schaumschlägerbande! . . . Nu hat er jekt de Zeit verjchlafen, oder aber er sagt sich: Daff se man warten, se wer'n schon weggeh'n, wenn je't satt haben!“ . . .

„Na also,“ meinte Nitschke, „denn woll'n wa man solange nach de Destille rübergeh'n . . . mir is ganz koddrig . . . et muß doch ooch nich immer fleich der Frumwald sein — Sarflad is doch ooch 'ne schöne Zottesgabe.“

Da kam der Kremser um die Ecke gerumpelt.

„Na, da is er ja! Wat hab' id jesagt!“

„Der is doch ville zu klein! rief Frau Zademaß aufgebracht, wenn nu noch Voglers kommen, acht Mann hoch, un Briesener mit seine Tante un det Fräulein Piele . . . id möchte wissen, wo die alle sizen sollen!“

„Et stimmt! Om . . . Det eene Pferd jekt lahm,“ sagte Schulke bedächlig mit Keunerniene, „da wer'n wa woll nich weit mit kommen! Der muß woll Zug in'n Stall jekricht haben . . . det is der richtjge Rheumatismus, det lass' id mir doch nich ansreden!“

„Nu fielt doch!“ rief Bertha Zademaß. „Der Briesener sitzt ooch uff'n Bod un mit 'ne Rabaukühe! Au, Anatsch! . . . Wat er nu macht! Herrjott, mit 'n richtjge Posthorn!“

„Laderadadada . . . Laderada . . . Laderada! Einstetjen in Richtung nach: Wildwest, Schöneberg, Wilmersdorf, Schwarjendorf, Paulsborn, Onkel Toms Hütte, Schlachtensee, Griechenland, Paris!“

Der junge, frische Kerl brachte etwas wie hellen Sonnenschein mit.

„Sie sind woll ooch keen Freind von Traurigkeit?“ rief Herr Wulkow zum Bod hinaus.

„Na, mit ee mal Traurigkeit . . . Haben Se zufällig wo lesen jelernt? . . . So? bei Pfeisern? . . . Na, denn lesen Se mal! . . . Aud er zeigte auf seine Papiernühe. Dort stand groß und breit „Komiker“. Die geschmackvolle Mühe wurde viel bewundert. Briesener jedoch ging bescheiden über diese Bewunderung hinweg und wandte sich an Fräulein Zademaß.

„Ah, Fräulein Meta! . . . Det erste Frün! . . .“

„Sehr jut! Hast de jehört: det erste Frün hat Briesener zu des Kleid von unse Meta jesagt! . . .“

„Damit meint er doch wat?“

Fräulein, Frün is de Hoffnung.“

„Un da sagst De, et hat ja keenen Zweck, er heißt heute doch noch nich an?! . . . Zademaß, det wird heute wat mit die beide. Ja mühte det nich sehn — ne Mutter! . . .“

„Nu kommen Se doch rinn, meine Herrschaften! immer rinn, rinn, rinn!“

„Ja aber Voglers sind doch noch nich da und Ihre Tante und Fräulein Piele . . .“

„Ree, warten — is nich!“ rief Zademaß. Pünktlichkeit is't halbe Leben . . . der olle Diavansjt von Vogler kann ja nachloosen.“

Frau Zademaß blinnte ihm zu.

„Wat willst de denn?“

„Ach Du verstehst eenen ooch nie! . . . Unser Emil muß nämlich noch kommen, er holt bloß wat.“

„Na also, wenn's noch lange dauert, denn warten wa noch en bisken . . . Wer kommt mit rüber in de Destille . . . mir is ganz koddrig.“

„Hurra, da sind se! . . . Eins, zwei, drei — jawoll, achte! Det reene Enjrosjeschäft!“

„Wat hat denn Frau Vogler? Die hat ja'n Tuch um de Bacte!“

„Tag! Tag! Kinder, Kinder, Kinder, is det 'ne Hitze! . . . Ruh! . . . Wenn det so weiter jekt! . . . Fassen Se bloß mal unter mein' Arm! . . . Gab'n Se nich noch 'ne Extrawindel da, Frau Wulkow — als Schweistuch vor mir? . . . Se haben doch nischit dajesen, wenn id mir'n Rock ausziehe?“

„I wo,“ sagte Frau Schulke. „Ziehn Se man aus, des macht jemütlich!“

„Un nu rinn! . . .“

„Ja, aber . . .“

„Uff die warten wa nu nich mehr. Pünktlichkeit is de Seele von's Butter . . .“

„Oller Doostopp! . . . Unsa Emil doch! . . . Was willst denn da oben uff'n Kutschbod, Bertha, un haumelst mit de Veene . . . schieer Dir da runter . . . Et jekt noch lange nich los!“

„Na also, det steht fest: Ja jehe jekt rüber nach de Destille, mir is ganz koddrig.“

Und jekt ging er wirklich.

„Woll'n aber endlich jekt einsteigen. Ihr Emil muß ja fleich kommen, un außerdem sije id lieber jut, als det id schlecht stehe!“

„Jut sizen — in'n Kremser!“ meinte Herr Schulke verächtlich. . . . „Ihr wer't ja det Sizen in den Kasten noch so dicke bekommen! . . . Uebrijens — verjeht nich de Zebriider Beeneken rechtzeitig zu weden, det Ihr ooch aussteigen könnt, wenn Ihr daseid! . . . Ja jeh bei'n Kutscher . . .“

Nu helf doch Gener mal Frau Schulken rin! Nachschubsen det nügt nich, — vorn müssen en Paar zieh'n, anders is et nich möglich!“

Endlich saßen alle und hatten auch die Weinangelegenheit mit dem Gegenüber geordnet.

„Ja weech man janich, wo der Junge bleibt! . . .“

Der wird sich woll verkoosen haben!“

„Na, der un Verloosen!“

„Eruste, id kann det janich mehr mit anseh'n, wie de det Kind hält! Zieb's ma hoch wieder rieber! . . . Zieb's mir doch her, Du! . . . Ach Ernste! . . . Is det en Mann! Ne! Ne! Ne! Fräulein Zademaß, schaffen Se sich um himmelswillen keenen Mann an — so was Fräulichet! . . . Nu seh'n Se blos! . . . Bitte, bitte, jieb's ma schon her . . . Sei doch nich 'so kindisch, Ernste . . . Ach Du! . . . Ach, lieber, lieber Ernst, jieb doch schon!“

„Nu, denken Se: Een Mann und sechs Kinder fertigmachen, — is denn da en Wegkommen von ze Hause! Ja bin mir grade so vorjkommen, wie'n Clown in'n Circus. Wenn er det eene Wasserlas uff's Tablett jesekt hat, liejt det andre wieder unten, un wenn er det nu wieder druff hat, is det erste richtig wieder an de Erde. Un immer die Zahnschmerzen noch dazu. Ach Zott, ach Zott! . . . Frau Zademaß, Sie haben mit ihre lumpyje Dreie ja davon keene Ahnung!“

„Na, wat flooben Se?! Ob id nich jestern kurz vor neune mit unsen Emil noch losgezogen bin . . . Wie id seinen neuen Gut rausnehme, is er nich dreedig und verkrumpelt wie ne Morchel? . . . Weech der liebe Himmel, wat er damit jemacht hat! . . . Ja de Nachtjade aus, mir wieder angezogen und mit ihn losjetippelt zu'n Outmacher! . . . Nich drei Schritte wär id mit den Bengel über de Straße jejangen! . . .“

„Nu aber können wa losfahren, Ihr Emil kommt dahinter anjepeest.“

„Na, Emil, hast 'n jesunden?“ rief ihm Vater schon sehr interessiert entgegen.

„Aber int Kleiderspinde war er nich jewesen, in de Kommode ooch nich un . . .“

„Wo lag er denn sonst? . . .“

„Ja hab 'n überhaupt nich jesunden . . .“

„Un da kommst De jekt erst, ollet Kameel? . . . Wo wartst De denn so . . .“

„Seh Da mal en Gut uff, wo De so erschaffert bist!“ rief Mutter herunter und wandte sich dann zu Frau Vogler:

„Seht Se, det is der neue . . . Na, sek' en doch uff! . . . Dally en bisken!“

„Der is doch noch janz naß. . .“

„Naß?“

„Na, ja doch!“

„Wat hast'n damit jemacht?“

„Ja? . . . Janischt . . . En anderer Junge is det jewesen. . . Er hat en mir doch wechjerissen un in de Panke jehorsen. Ja soll inma de Schuld haben! . . .“

„Sieh ma mal den Gut ruff! . . . Nu sehn Se bloß an! . . . Jestern noch zwee Mark fufzig wert un heute kann en der Müllkutscher uffseken! . . . Komm Du man nach Hause!“

„Na, jekt können wa aber doch losfahren? Meine Tante un Fräulein Piele wer'n woll nich mitkommen, sonst wär'n se schon da. . . Hü!“

„Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus, Städtle hinaus! . . .“

„Hurra! Hurra! Adschö, Berlin! Hurra!“

„Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus, Städtle hinaus un du mein Schatz bleibst hier.“

„Hörst de, Zademack, wat er bläht? Hab' id nu recht, oder nich? Un Du mein Schatz bleibst hier. . .? Wenn det nich wat bedeutet, denn weez id nich, wat wat be. . .“

„Anhalten! . . . Kutscher, anhalten! . . . Bliesener, Schulke, halten Se doch. . . Wa haben ja Ritsche total verjessen! . . . Det D-Been loost uns ja nach, et hat schon ja keene Puste mehr. . . Genau wie 'n Tadel hinter de Ferdebahn. . .“

Ritsche kletterte hinein und ließ sich erschöpft auf seinen Sitz, d. h. halb auf Frau Bogler und halb auf Fräulein Zademack, fallen.

„Menschenkinder, seid Ihr denn verrückt? Ihr Beede uff'n Bod seid och en Paar noble Fratruus! Ihr wollt ma woll verjegen?“

Alle versicherten lebhaft, daß ihnen nichts ferner gelegen habe, und Ritsche war beruhigt, feußte bloß noch einmal „die verdammthijen Hühneroogen“ und fing eine wunderbare Geschichte an:

„Nu denken Se bloß, wat der Zufall ofte thut! . . . Komm id da rinn in de Destille — wer is der Wirt: Liebesmann. Na nu war't ja richtig. . . Die Freude! . . . Gen Löppker jab natürlich det andere. . . So'n Zufall aber och! Wissen Se nämlich, wie lange id meinen Freund nich jesehn habe? . . . Fufzehn Jahre. . . Et war nämlich der erste Bräutjam von meine verstorbene Frau jewesen —“

(Fortsetzung folgt.)

Große Berliner Kunstausstellung.

I.

Der diesjährigen Großen Berliner Kunstausstellung am Lehrter Bahnhof geht ein sehr böser Auf voran. Man erinnert sich der Streitigkeiten, durch die der jüngere vorwärts strebende Teil der Berliner Künstlerschaft gezwungen wurde, sich ein eigenes Heim draußen in Charlottenburg zu suchen. Mit ihm sind die secessionistischen Gruppen von München, Karlsruhe und Dresden ferngeblieben.

Die „Alten“ waren also ganz auf sich gestellt. Man muß ihnen zugestehen, daß sie alles gethan haben, was unter diesen Umständen möglich war. Ja, sieht man schärfer zu, so wird man gewahr, daß es hier wie überall gegangen ist: die Personen hat man hinausgraulen können, der Geist, den sie vertraten, ließ sich nicht töten. Die Ausstattung der Säle, die Anordnung der Bilder, die möglichste Gerabsetzung der Zahl der Werke (über 2000 sind es doch geworden), die wenn auch noch so bescheidene Heranziehung des Kunstgewerbes — alles das spiegelt etwas von den Bestrebungen der secessionistischen Bewegung wieder, gewiß in verdünnter Form und meist nicht sehr glücklich. So sind Fußboden und Wände einzelner Säle mit so scharf leuchtenden Farben, rot und blau, ausgestattet, daß die Bilder, statt daß sie sich wirkungsvoll von dem Hintergrund abheben, einfach getöbet werden. Die modernen Zimmerausstattungen mit ihrer ausgeprochenen Betonung der Farbe haben nachgewirkt, in einem Bilderjaale freilich am unrechten Ort.

Es ist, als wäre auch in der Auswahl der Werke, die in die Hauptäle gehängt sind, ein Schielen nach der SeceSSION zu merken. Man hat die Gegner augenscheinlich gefürchtet. Aller reine „Ritsch“ mußte diesmal strenger als je zuvor in die entferntesten Nebensäle wandern. Und in die Hauptäle hat man alles gebracht, was künstlerisch Sichtbares vorhanden war. Das trifft sich gut für den Besucher. Er kann die Mittelsäle entlang gehen, auch in die anschließenden großen Nebensäle einen Blick thun, die wenigen Einzelausstellungen aufsuchen und — alles übrige mit heiliger Scheu vermeiden. Dann wird er die Ausstellung von ihren besten Seiten kennen.

Zu einem allgemeineren Ausblick bietet diese Ausstellung keinen Anlaß. Was deutsche Kunst heute leistet, das wird sich an der kleinen Ausstellung draußen an der Kanfstraße zeigen lassen. Wollte man die große Berliner Ausstellung dazu benutzen, man beläme ein schiefes Bild. Die bequemste Form des Berichtes, einfach durch die Säle zu gehen und zu notieren, was bemerkenswert ist, wird unter diesen Umständen die einzig mögliche.

Eine Bemerkung noch zuvor, die sonst gar zu oft wiederholt werden müßte: Das alte Genrebild, die gemalte Anekdote, ist tot. Man findet sie kaum noch in den äußersten Nebensälen. Aber auch dieser Geist ist lebendig geblieben; er hat nur neue, moderne Formen angenommen. Was früher der Geschichtenerzähler unter den Malern war, das ist heute der Schilder von Sitten, kleinen Auschnitten aus dem Leben, ja auch von Landschaften, die durch die Eigenart ihres Charakters ein sachliches Interesse bieten. Die in gutem Sinne sachliche Kunst giebt der großen Ausstellung den Charakter, sie ist ihr erfreulichster Teil. Man wird von diesen Bildern nicht das höchste verlangen, was Kunst zu geben vermag. Sie zwingen den Beschauer nicht, sie reizen ihn nicht fort; er bleibt ruhig vor ihnen stehen und sieht sie mit freundlichem Interesse, an dem das Motiv ein gut Teil des Verdienstes hat. In ihnen sprüht nicht das Leben wie in den besten Leistungen moderner Kunst. Man spürt, wie ein kluger und fleißiger Maler das Motiv in der Natur erschaut und eingehend studiert, wie er an den Einzelheiten der Farbe und Zeichnung eine ehrliche Freude empfunden und sorgfältig die Einzelwerte gegen einander abwägend das Bild komponiert hat. Es fehlt diesen Bildern die unmittelbare Wirkung; man fühlt es hindurch, wie sie im Grunde doch „gestellt“ sind.

Nun also hinein in den „Ehrensaal“. Es ist wohl ein Gesändnis der eigenen Schwäche, daß man sich gleich vier Holländer für ihn zu Hilfe geholt hat: einen Hendrik Willem Mesdag, Fischerboote „zur Abfahrt fertig“, in der bekannten Art dieses Holländers mit einer feinen Charakteristik der unruhigen Bewegung; eine „Sanddüne“ von Siensje Mesdag van Houten, ein kräftiges Hafenbild von Jansen in düsterer Abendstimmung und als bestes eine „Nacht in der Steppe“ von J. Dierckx: Eine wandernde Familie ist beim Abendbrot um das primitive Kesselfeuer versammelt. Ein wenig zurück steht der große Wagen, die fahrende Wohnung. Im Hintergrunde der weit sich dehrenden Steppe ein Dorf. Im Abendhimmeln liegt das Land, eine schwere düstere Stimmung. Die Menschen sind mit eindringender Charakteristik gezeichnet; alles ist einfach und ohne Anspruch gegeben, in kräftiger, etwas schwerer Technik. Ein Bild, von dem im besten Sinne das oben allgemein Gesagte gilt. Ein Bild auf das in der Nähe hängende Bild von Carl Becker mit seinen glänzenden, aber äußerlich bunten Farben zeigt, wie viel tiefer und wahrer der Kolorismus in der Malerei geworden ist.

Im folgenden Saale hat man Lenbach mit einer größeren Zahl von Portraits untergebracht, in erster Linie Frauenbildnisse und ein farblich reizvolles Bild seines Töchterchens Marion. Das interessanteste Stück von ihm hängt aber in einem der nächsten Nebensäle, sein Selbstbildnis. Ein Bild von imponierender Kraft: Ein Prachtkopf mit stark markierten Zügen, ein bannender Blick, der forschend hinter Brillengläsern hervorbringt. Neben den Lenbachs in demselben Hauptsale wie in den folgenden sind Zeichnungen von Menzel ausgestellt, die besonders das unermüdliche Studium und die Gewissenhaftigkeit seiner Arbeit kennzeichnen, der das Kleinste nicht zu geringwertig erscheint; aber auch ein paar größere Zeichnungen, in denen der scharfe Charakteristiker zum Wort kommt. Ein Bild von Eichstaedt vermag namentlich wegen der Präntionen, die es stellt — Veehöven am Schreibtisch — nicht zu genügen. Eine Alpenscenerie von Kameke ist ein Nachklang aus nun schon ziemlich lange vergangener Zeit, in der die Maler alle „berühmten Gegenden“ der Welt abklapperten; weiterhin giebt es noch mehrere Bilder dieser Art. Der Berliner Hans Herrmann hat drei Bilder gesandt, in denen das Streben nach größerer Farbigkeit deutlich wird. Aber nur in dem einen „Am Hafen“ ist eine lebhaftere Wirkung erzielt: wie über die roten Dächer im Hintergrunde die Abendsonne spielt und auf den Verdecken der Boote reges Leben herrscht, wie die Masten hinaufragen in die noch von der Sonne erfüllte Luft, das ist ein anziehendes Stück und viel frischer als die sonst etwas fade und schwerfällige Mache dieses Künstlers. Ein stark farbiges, aber doch im Tone gut gestimmtes Bild von dem in Paris lebenden Amerikaner Gari Melchers „Winter“ und drei den Tiermaler alten Stils Paul Meyerheim gut vertretende Bilder sind in diesem Saal noch zu erwähnen.

Weiter. Gleich am Eingang in den folgenden Saal fällt ein Bild von August Wilkens auf. Ein junger Schiffer nimmt Abschied von Braut und Eltern. „Gestellt“ ist das Bild wohl, aber es spricht eine schlichte, ehrliche Empfindung aus ihm. Und es ist gut gemalt, die ansprechenden kräftigen Farben sind zusammengehalten. Auch ein anderes Bild von demselben Künstler, das zwei Säle weiter hängt, „Vange Stunden“ gefällt. Neben dem erstwähnten hängen ein paar prächtige Interieurbildchen von Leibl und ein älteres Werk von Menzel, die „Botenfrau“, ein Aquarell von Herkomer (London), das den alten John Ruskin darstellt, und ein vielbewundertes Alma Tadema. Ein Frühlingszug in einer altrömischen Stadt, der sich über Marmortreppen zwischen hohen Marmorgebäuden hinbewegt. Der englische Maler ist fast ebenso Gelehrter als Maler.

Er erhebt in seinen Bildern den Anspruch auf den Ruhm archäologischer Richtigkeit. In seiner spitzpfeiligen, uns eher süßlich erscheinenden Manier ist er das Ideal des englischen Durchschnittsgemäldes. Ein interessanter Gegensatz zeigt sich in den beiden Porträtsisten Mag Koner (Berlin) und dem Engländer John Lavery, der als ein Typus einer anderen, mehr zu den Schotten neigenden Art seiner Landsleute gelten kann. In seinem Damenbildnis ist alles Ton, charakterisierende Farbenstimmung, bei Koner die sachliche, nüchterne, das Wesen des Menschen erschöpfende Schilderung. Die Arbeit einer ganzen Generation an der künstlerischen Schulung und Verfeinerung des Farbensinnens liegt zwischen beiden. Das Selbstbildnis von Hans Thoma ist manchem aus der köstlichen Lithographie des Künstlers vielleicht schon bekannt. In den tiefen, leuchtenden Farben des Bildes liegt noch ein besonderer Reiz.

Kunstmehr gelangen wir in ein paar Säle, die ganz den eingangs geschilderten Malern mittlerer Größe gehören. Auf Genzmers Bilder aus dem Landleben sei besonders hingewiesen; in den Farben erscheinen sie weidlich. Alfred Mohrbutter verfällt immer mehr der bösen „Judertröme“. Nur einer bildet in diesem Saale eine Ausnahme: der Berliner Ernst Heilemann. Es giebt heute wenige, die so „malen“ — im prägnantesten Sinne — können wie er. Sein „Damenbildnis“ ist herzlich, so ganz aus dem Vollen heruntergestrichen, nirgends ein Besinnen und bedächtiges Suchen, und doch „sigt“ jeder Strich. Eine Fülle von blendenden Farben ist mit äußerstem Raffinement zu einem sprühenden Farbenbouquet zusammengefaßt. Bei einem anderen lebensgroßen Bildnis einer stehenden Dame (im Nebensaal) steht das schwarze Kleid in einem wunderbaren Kontrast zu dem schillernden hellgrünen Hintergrund. Beide Bilder wirken besonders in diesem Milieu unmittelbar durch die Lebensfülle, die in ihnen verkörpert ist.

Die Düsseldorfser Ausstellung, zu der man am Ende der langen Saalstucht gelangt, unterscheidet sich in nichts von der früheren. Es ist derselbe Fernberg, dessen kräftigere Landschaften sich von den übrigen vorteilhaft abheben, es sind dieselben weicheren Abendstimmungen Eugen Kampts. Allenfalls stoßen die Landschaften Friß v. Willes als etwas in dieser Art Neues auf: Höhenzüge aus der Eifelgegend, die in ihrer ganzen Auffassung stark an den Karlsruher Hans v. Volkmann gemahnen; ihr Ton zeigt aber eine oft unangenehme Schärfe. Willy Barthelses Landschaften sind noch zu erwähnen. Der zweite Saal der Düsseldorfser wird besser gemieden. —hl.

Kleines Feuilleton.

w. Der Begründer der schlesischen Zinkindustrie. 1799, genau vor hundert Jahren, wurde in Bessola, einem eine Meile westlich von Myslowitz entfernten Dorfe, die erste große Zinkhütte in Betrieb gesetzt. Der Begründer der schlesischen Zinkindustrie ist ein gewisser Johann Christian Ruberg gewesen. Vor ihm war das ober-schlesische Zintzer, der Salmei, teils direkt in Schlefien zur Messingfabrikation verwandt, teils nach Schweden ausgeführt worden. Ruberg stammte aus Jfenburg in der Grafschaft Bernigerode, wo er 1751 als Sohn eines wohlhabenden Müllers geboren war. Er studierte Theologie, mußte aber, da sein Vater einem „Goldmacher“, einem „Herrn v. Bergen“ in die Hände fiel und durch diesen sein Vermögen verlor, die Studien aufgeben. Es fügte sich, daß der junge Ruberg einen aus Oberschlesien stammenden Hüttenbeamten, den fürstl. Pleßischen Hütteninspektor Riß kennen lernte, der ihm 1780 eine Steigerstelle auf der Steinloshengrube Emanuelssegen bei Kattowitz verschaffte. Hier trieb Ruberg mit Vorliebe die „Probierkunst“, die er von dem Industrieritter von Bergen kennen gelernt hatte. Seine Bekanntschaft mit dem Ober-Berghauptmann v. Keden, dem Hauptbegründer der ober-schlesischen Montanindustrie, ermöglichte es ihm, eine wissenschaftliche Reise nach Böhmen und Westdeutschland zu machen, wo er sich besonders für die Glasbereitung wertvolle Kenntnisse erwarb, die er nach seiner Rückkehr in seiner Heimat mit großem Erfolge verwertete.

Auf die Zinkbereitung kam Ruberg fast ebenso sehr durch einen Zufall als durch seine Fachkenntnisse in der Hüttenkunde. Bei einem Besuche seines Freundes Riß in Paprohan bemerkte er ein Stück „Ofenbruch“, eine Masse, die sich bei der Verwendung gewisser Eisenerze oben im Schachte der Hochofen ansetzt und herausgebrochen werden muß. Der Ofenbruch wurde hier als wertlos beiseite geworfen, im Harz jedoch, wie Ruberg wußte, gleich dem natürlichen Salmei mit Kupfer zusammengeschmolzen, woraus dann Messing entstand. Die Messingbereitung genügte ihm jedoch nicht; er sann darüber nach, wie er Zink, das seit Jahrhunderten im kleinen hergestellte Metall, hüttenmännisch im großen produzieren könnte. Das zu lösende Problem bestand darin, das Zinkerz, das ganz anders zu behandeln ist, wie etwa das Eisenerz, weil Zink verbrennt und sich leicht verflüchtigt, während seiner Reduktion förmlich zu destillieren. Nach mehrjährigen Bemühungen löste Ruberg dieses Problem; 1798 baute er in Bessola den ersten Zinkofen, im Jahre darauf die erste Zinkhütte.

Ruberg ist somit der Begründer der schlesischen Zinkhütten-Industrie geworden, die jahrzehntlang die bedeutendste ihrer Art in der ganzen Welt war, heute noch den ober-schlesischen Industriemagnaten alljährlich Millionen (1897 betrug der Wert des in Oberschlesien gewonnenen Rohzinks 31 283 000 M.) einträgt, tausenden und aber tausenden armer Proletarier aber auch das Zinkhütten-

Siechtum mit all seinen traurigen Begleitererscheinungen gebracht hat und noch heute bringt. —

u. Wann wird Milch sauer? Der Chemiker Dornig hat diese wegen der Bedeutung der Milch als menschliches Nahrungsmittel auch praktisch sehr wichtige Frage studiert und ist dabei zu dem interessanten Resultat gelangt, daß Milch immer sauer ist; in der normalen, frisch gemolkenen Milch ist stets ein bestimmter Betrag an Säure vorhanden, und wenn diese normale Säure fehlt, dann ist die Milch eben nicht richtig nahrhaft und bekömmlich. Was man im gewöhnlichen Leben unter sauer gewordener Milch versteht, ist freilich etwas ganz anderes, als die normal saure Milch. Bei der sauer gewordenen Milch ist nämlich ein Teil des in ihr enthaltenen Zuckers, der gerade für die Nahrhaftigkeit der Milch von wesentlichster Bedeutung ist, in Milchsäure umgewandelt, und es liegt auf der Hand, daß eine solchergestalt sauer gewordene Milch als Nahrungsmittel viel weniger wert ist, als die normale „süße“ Milch, und zwar um so weniger wert ist, je mehr Milchsäure in Milchsäure umgewandelt ist; von der normalen, in der guten, frisch gemolkenen Milch vorkommenden Säure ist dagegen deren Gehalt an Zucker völlig unabhängig. —

Musik.

k. Vielsprachigkeit an der Londoner Oper. Einen ziemlich sonderbaren Anblick gewährte die Repertoireliste des Londoner Covent-Garden im Mai, sowohl durch die Verschiedenheit der Sprachen, in denen die Aufführungen gegeben wurden, wie durch die Anzahl der Nationen, die unter den mitwirkenden Künstlern vertreten sind. So spielte man: am 10. Mai „Carmen“ französisch, mit Saléza und Mme. Jélie de Luffan; am 11. Mai „Tristan und Isolde“ deutsch, mit der Russin Fräulein Felia Litwine und Jean de Reszle, während das Orchester von Felix Mottl dirigiert wurde; am 12. Mai „Faust“ französisch mit Fr. Jébea Stralofsch, deren Partner Saléza und Plançon (als Mephisto) waren; am 13. Mai „Aida“ italienisch, mit der Russin Fräulein Litwine, dem deutschen Amerikaner Duppel, dem italienischen Varyton Ancona und einer Amerikanerin, Miß Homer, wozu noch das Orchester von Mancinelli dirigiert wurde; am 15. Mai „Tannhäuser“ deutsch, mit Frau Godsch, Van Dyd, Van Rooy, Plançon und Dr. Mud als Dirigent; am 17. Mai „Cavalleria rusticana“ und „Die Wajazzi“ italienisch, mit Fr. Jébea Stralofsch, De Lucia und Ancona; am 18. Mai „Die Walküre“ deutsch, unter der Leitung von Dr. Mud, und endlich am 23. Mai im Schloß Windfor „Lohengrin“ deutsch, mit Mme. Nordica und Jean de Reszle, während die Chöre italienisch sangen. —

Psychologisches.

eg. Die Sprache der Lippen. In dem Unterricht der Taubstummen spielt das Lesen von den Lippen eine große Rolle. Durch monatelange Übungen lernen sie aus den Bewegungen der Lippen und der Zusammenziehung der Gesichtsmuskeln die Worte verstehen, die sie nicht mehr hören können. Mitunter ist diese Fähigkeit so entwickelt, daß sie mit Leichtigkeit jeder Unterhaltung folgen können. Einige bemerkenswerte Fälle dieser Art werden von A. Duranle, dem Professor des Taubstummen-Instituts von Paris, in der „Revue philanthropique“ mitgeteilt. Schon im vorigen Jahrhundert hat man sich mit der Sprache der Lippen beschäftigt. Aus dem Jahre 1773 wird von einem Fall berichtet, bei dem aber kein physisches Gebrechen, sondern lediglich die Neugierde zur Ausbildung dieser Fähigkeit geführt hat: „Eine intelligente, kenntnisreiche Dame“, so heißt es, „die aber sehr häßlich war, wurde von natürlicher Neugierde getrieben, mit Hilfe ihres Spiegels sich in dem Lesen von den Lippen zu üben, um zu wissen, was man ihr sagte. Nach einiger Übung kam sie so weit, einer Unterhaltung, die mit leiser Stimme in der Entfernung geführt wurde, zu folgen.“ Aus der Gegenwart erwähnt Frau Graham Bell, die seit Jahren Taubstumm und ganz auf die Kunst von den Lippen zu lesen angewiesen ist, folgenden Fall: „Ich war mit einer Dame befreundet, die, als ich sie zum ersten Mal traf, ein Hörrohr benutzte. Ihre Taubheit nahm aber rapid zu. Sie ging ins Ausland, und wir hörten, daß sie sich dort einer Operation zur Herstellung ihres Gehörs unterzogen habe. Zurückgelehrt, ging sie ohne ihr Hörrohr in Gesellschaften und spielte hier eine Rolle. Alle glaubten, daß die Operation gelungen war, und noch heute wissen nur wenige, daß sie noch gänzlich des Gehörs beraubt ist wie früher, und lediglich durch ihre Fähigkeit, von den Lippen zu lesen, den Anschein erweckt, als ob ihr Gehör intakt wäre. Sie hatte es ganz allein gelernt, im Laufe des Jahres, indem sie das Gehör verlor.“ Die interessanteste Beobachtung machte Duranle bei einem jungen Manne, der mit 15 Jahren plötzlich in einer Nacht gänzlich taub wurde. Die geschicktesten Spezialärzte erklärten die Ruhlosigkeit ihrer Bemühungen. Der Unterricht aber, den Duranle ihm im Lesen von den Lippen erteilte, setzte ihn in den Stand, seine Studien fortzusetzen und mit Erfolg die Prüfung des Baccalaureats zu bestehen, ohne daß die Examinatoren seine Taubheit überhaupt bemerkt hätten. Er beschloß, Seemann zu werden. Auf einer Seereise wurde er von dem gelben Fieber ergriffen und hatte viel unter Blutergüssen aus Nase, Mund und Ohren zu leiden. Danach stellte sich das Gehör merkwürdigerweise völlig wieder ein. —

Physiologisches.

ie. Die Ursache der Erstarrung der Leichen. Der Pariser Physiologe Lacaze hat in Verbindung mit Etienne Martin der dortigen Akademie der Wissenschaften eine Abhandlung

über die Entstehung der Leichenstarre vorgelegt. Die Beständigkeit und Gleichförmigkeit, womit dieser Zustand bei allen Verstorbenen eintritt, ließen vermuten, daß dieselben natürlichen Ursachen auf alle Leichen in der gleichen Weise einwirkten. Sobald der Tod eingetreten ist und der Kreislauf der Lebensäfte aufgehört hat, wird der Körper rein physikalischen Gesetzen unterworfen und unterliegt somit in Bezug auf alle seine Teile vornehmlich der Wirkung der Schwerkraft. Die erste Folge davon ist, daß sich in dem abgestorbenen Körper von oben nach unten eine Art Strömung bildet, die schon von Bronardel erkannt wurde. Diese Strömung entzieht allen Geweben nacheinander ihre Nahrung und führt dadurch zunächst eine Veränderung und dann eine Zerstörung der Zellen herbei. Daraus folgt die in den obersten Teilen des Körpers entstehende und dann allmählich auch auf die tieferen Teile sich erstreckende Leichenblässe. Außerdem aber ist die Entziehung der Flüssigkeit in zweiter Linie die Ursache der Leichenstarre. Dafür haben die Forscher eine ganze Reihe von Beispielen erbracht, von denen wir die interessantesten nennen wollen. In geschwollenen Gliedern, die einen reicheren Flüssigkeitsgehalt besitzen, tritt die Erstarrung später ein als in gesunden Gliedern, leidet man aber die Leberfille von Blutserum künstlich ab, so tritt die Starre wie gewöhnlich ein. Es läßt sich auch überhaupt auf künstlichen Wege eine vorzeitige Leichenstarre erzeugen, indem ein Teil eines menschlichen oder tierischen Körpers sofort nach dem Tode durch eine Esmarische Binde an der äußersten Wurzel des Gliedes fest umwickelt wird, dann zeigt sich in diesem Gliede die Muskelsteifheit schneller als in dem entsprechenden Gliede der anderen Körperhälfte. Wenn man sofort nach dem Tode eine Leiche so legt, daß sich unter dem Einfluß der Schwere die Blutflüssigkeit in gewissen Muskeln anhäufen muß, so tritt in diesen beziehungsweise den von ihnen eingenommenen Körperteilen die Leichenstarre zuletzt ein. So hat man z. B. bei Verunglückten oder Ermordeten, deren Körper in eine eigenartige Lage gekommen waren, etwa so, daß die Beine höher lagen, als der Kopf, beobachtet, daß die Leichenstarre sich in den Beinen zuerst zeigte, umgekehrt wie gewöhnlich. Endlich hat man Versuche gemacht, um den Eintritt der Leichenstarre künstlich zu verzögern, und dies ist gelungen durch Herstellung eines künstlichen Säftekreislaufs, indem man einer Leiche das Blut von Hingerichteten oder künstliches Blutserum einflößte. Die Leichenstarre ist also der zweite Ausdruck der Zersetzung der Muskelzellen, wenn man als den ersten Ausdruck die Leichenblässe und als die Ursache beider die Flüssigkeitsentziehung aus den Geweben annimmt. —

Aus dem Tierreiche.

— Leuchtende Erdwürmer. Es ist schon seit Jahrzehnten bekannt, daß es Würmer giebt, die ein phosphoreszierendes Licht von sich zu geben vermögen. Schon im Jahre 1836 beschrieb ein Zoologe namens Duges einen solchen leuchtenden Wurm unter dem Namen *Lumbricus phosphoreus*, indem er ihn zu der Gattung der Regenwürmer zählte. Neuerdings hat Dr. Michaelson in Hamburg die Zugehörigkeit des leuchtenden Erdwurmes zu einer anderen Gattung festgestellt, nämlich zu *Microscolex (modestus)*. Während die Verwandten dieses Wurmes sämtlich auf das südliche Amerika beschränkt sind, kommt der leuchtende Vertreter der Gattung nicht nur auf dem europäischen Festlande, sondern, wie neuerdings festgestellt ist, auch in England vor. Dort erhielt Beddard einige kleine Erdwürmer aus der Gegend von Worcester überhand, indem ihm gleichzeitig mitgeteilt wurde, daß sie mit einem Dichte ganz ähnlich dem eines Glühwurmes zu leuchten vermöchten. Dies erwies sich als richtig, und man konnte die Würmer sogar zur Abgabe des Lichtes reizen, wenn man auf den Rücken stampte, auf dem sie lagen. Früher wurde angenommen, daß das Leuchten der Regenwürmer von lichtergzeugenden Bakterien herührte, die in dem Hautsekret auf dem Wurmkörper enthalten wären. Die neueren Beobachtungen machen es jedoch wahrscheinlich, daß das Leuchtvermögen eine Eigenschaft des Wurmes selbst ausmacht. —

Aus dem Pflanzenleben.

— Die Kartoffelknolle als Ernährerin der Ableger einer Tabakpflanze. Die am Rande hellgelblich gestreifte Tabakpflanze *Nicotiana colossa variegata* ist eine beliebte Blattpflanze für Gärten. Leider ist ihre Aufzucht schwierig. Sie trägt zwar reichlich Samen, der auch gut ausgeht, aber die jungen Pflänzchen verkrüppeln meist trotz aller Pflege bald. Auch die Vermehrung durch Ableger hat keinen befriedigenden Erfolg. Die Ableger sind sehr empfindlich, bei etwas zu viel Feuchtigkeit faulen sie und bei etwas zu wenig verdorren sie, so daß es schwer ist, das richtige Maß zu treffen, und daß von 100 Ablegern knapp 10 gedeihen.

Professor Albert Wamms teilt nun in „La Nature“ mit, daß es dem französischen Domänen-Obergärtner Henri Lavidan gelungen ist, die Schwierigkeit der Ablegerzucht dadurch zu überwinden, daß er die Kartoffelknollen benutzte, um den Ableger der *Nicotiana* die Nahrung solange zuzuführen, bis sie im Stande sind, sie sich selbst zu verschaffen. Die Operation, die im Juni vorzunehmen ist, kann als eine Art Propfung bezeichnet werden. Den Ableger wählt man von einer im Treibhause gezogenen Pflanze, weil deren Triebe weicher als die der im Freien wachsenden Stauden sind und sich dem Kartoffelkeime besser anpassen. Man schneidet ihn so lang, daß er sich an seinem

unteren Ende zwischen zwei Augen dreifach anspitzen läßt und anher seinen Herzblättern zwei oder drei vollständigste Blätter unberührt behält. Sodann nimmt man eine ganz gesunde, regelmäßig gewachsene, glatte und längliche Kartoffel, schiebt ihr sorgfältig alle Augen aus, schneidet sie oben schräg ab und kerbt sie der Schräge entgegengesetzt und der Anspitzung des Ablegers entsprechend ein. In den Kerb legt man so anschließend wie möglich das untere Ende des Ablegers, bindet dieses und die Kartoffelknolle mit Bast oder Jaden fest zusammen und pflanzt das ganze in einen kleinen Blumentopf mit recht sandiger Erde, von der die Knolle etwa einen Centimeter hoch bedeckt wird.

Man hält den Topf unter einer Glocke oder einem kleinen Glaskrahnen im Gewächshause oder im Mistbette in mäßiger Wärme und befeuchtet oder begießt die Blätter, ohne den Boden zu sehr zu bewässern. Der Ableger beginnt bald anzuwachsen, indem er um das untere Auge, bisweilen auch um das obere einen Büschel Wurzeln entsendet.

Die Kartoffel liefert dem Ableger der Tabakpflanze die Nahrungssäfte, bis er im Stande ist, sie mit seinen Wurzeln sich selbst aus dem Boden zu holen, dann stirbt sie ab. Es treten also die Pflanzensäfte aus der Kartoffelknolle in den Ableger über. Damit die Kartoffel ihre Säfte nicht selbst verbraucht, müßten, wie oben erwähnt, ihre Augen ausgeschnitten werden. Ist dies nicht sorgfältig geschehen und teimt die Knolle, so bleibt nichts übrig, als sie mit dem Ableger aus dem Topfe zu nehmen, zu entkeimen und wieder einzusetzen. Tabak und Kartoffel gehören beide der Familie der Solanaceen an. („Winter Erde.“)

Humoristisches.

— Serenissimus und die Sterne. Serenissimus machte einmal mit Kindermann eine Schlittenpartie und lehrte, da er sich verspätet hatte, bei Nacht in seine Residenz zurück. Ein wunderbarer Sternenhimmel glühte und flimmerte über der schneebedeckten Landschaft und fesselte das entzückte Auge des Beschauers. Auch Durchlaucht betrachtete lange die tausend und aber tausend ferner funkelnder Welten und brach schließlich in stolzer Überhebung in die Worte aus: „Haben doch kolossal viel — äh — Sterne im Lande. Sollten uns eigentlich eigenen Astro — äh — Astronomen anstellen. Lohnte sich wirklich, mein lieber Kindermann!“

— Boshaft. „Der Abg. Müller bleibt auf der Journalistentribüne stets unverständlich.“

„Hat der Mensch Glück!“

— Zuspät. Herr Grunow: „Ja, liebe Freundin, ein Mann weiß nie, was Glück ist, — bis er verheiratet ist.“

— Frau Wegelz: „Es freut mich, daß Sie das sagen.“

— Herr Grunow: „Und dann ist es zu spät.“ („Jugend.“)

Notizen.

— Von der Leitung und dem Verlag der „Tägl. Rundschau“ war ein „Kolonial-Preisaußschreiben“ — Skizzen aus dem Leben der deutschen Kolonien — veranstaltet worden. Drei Romane und 24 Skizzen sind eingelaufen. Nicht eine einzige schien den Preisrichtern derartig zu sein, daß sie mit einem Preise ausgezeichnet werden könnte. Fünf Skizzen konnten wenigstens angekauft werden. Es haben sich, wie in der Begründung sehr schön gesagt wird, doch noch nicht genug Fäden nach dem Mutterlande“ gebildet wie in England und Holland — die Dichter und Berufschriftsteller haben sich der Sache noch nicht angenommen. —

— Montenegro tritt von der Verner Nebererinnung, die die Bildung eines internationalen Verbandes zum Schutze von Werken der Litteratur und Kunst betrifft, am 1. April 1900 zurück. —

— Der Heine-Brunnen soll in New York am 8. Juli d. J. enthüllt werden. —

— Die Akademie der Wissenschaften zu Turin schreibt zwei Preise Vallauri zu je 3000 Lire aus. Der eine ist für das beachtenswerteste Werk auf dem Gebiete der Naturwissenschaften bestimmt, das im Laufe des Jahres 1902, der andere für die beste kritische Arbeit über die lateinische Litteratur, die in der Zeit von 1903 bis 1906 veröffentlicht wird. —

— Dem Tuberkulose-Kongress ist von H. Mausheimer (Berlin) ein Kongresspreis von 3000 Mark für die beste Schrift über die Tuberkulose als Volkskrankheit gestiftet worden. Für denselben Zweck hat dann M. Rahmemaann (Berlin) weitere 1000 M. gespendet. Den Preis erhält die beste populäre Schrift über „Die Tuberkulose als Volkskrankheit und deren Bekämpfung“ im Anfang von 3–5 Druckbogen. —

— Die Stadt Hull ist die erste englische Stadt, welche auf städtische Kosten einen Leichenverbrennungsofen für Stadt und Umgegend bauen will. — Sonst giebt es in England Krematorien in Woking bei London, Manchester, Liverpool und Glasgow. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 4. Juni.